Fetisch.

Roman von Margarethe Böhme.

(12. Fortsetzung.)

11.

Die Wintermonate waren vergangen, und die Osterglocken läuteten wieder Auferstehung durch die Lande. Im Rheinland hatten die Aprikosen und Pfirsiche ihr weiß und rosarothes Blüthenkleid bereits angelegt, und die Kirschenblüthe ihren Anfang genommen.

An Martha Immenthal war das letzte Jahr mit seinem Leid nicht spurlos vorübergegangen, der intensive Glanz ihrer grauen Augen war in eine weiche, müde Wehmuth untergegangen, die einen feuchten Schleier über die hellen Sterne legte. Aber von dem Moment an, wo der brennende Seelenschmerz in ihr sich in Thränen löste, war auch die harte Bitterkeit ihres Empfindens gebrochen.

Otto Junker kam nach wie vor täglich zu ihr und blieb oft ganze Abende da. Nicht der leiseste Anklang einer Verstimmung schien in ihrem beiderseitigen Verkehr hervorzutreten, und doch fühlte die alte Frau, daß etwas zwischen ihnen stand, und daß dieses „Etwas" in ihrem bitteren Ausbruch an Gretchens Leiche seinen Ursprung hatte.

In jeder Menschenseele, ohne Ausnahme, wohnen zwei Mächte nebeneinander: Licht und Finsterniß, Gutes und Böses. Und mag eins der beiden Elemente noch so sehr vorherrschen, ganz verschwinden wird das andere nie; das unterdrückte wird immer noch eine Gelegenheit suchen, hervorzubrechen, sich geltend zu machen — — —

In dem Augenblick der tiefsten Schwäche, des wahnsinnigen Schmerzes hatte sich in dem treuen, guten Herzen der alten Frau der schlummernde Dämon der Ursünde, der brutalen Selbstsucht erhoben. Kein Glück der Nächsten auf den Trümmern meines eigenen! . . . Und auch später noch klammerte sie sich eigensinnig an ihre Sophismen. Der Doktor mochte wieder heirathen, gewiß, sie wollte es ihm nicht wehren, aber eine, die ihm gleichgültig war — je gleichgültiger desto besser. Sie glaubte es nicht überleben zu können, ihn glücklich an der Seite einer anderen zu sehen; das Lächeln des Glücks auf seinen Zügen wäre ihr wie eine Kränkung ihres todten Lieblings erschienen — hätte ihr das Herz zerrissen . . . so glaubte sie in der ersten dumpfen Qual ihrer Trauer. Nachher, als die Spannung in ihr sich löste, dachte sie anders. Sie war eine zu gerechte, durch und durch vornehme Natur, um nicht das Unmotivirte, Ungerechte, Egoistische in dieser Auffassung zu erkennen. Und die Schmerzensstarre in ihr konnte das Weiche, Gute, Liebe, Menschenfreundliche ihres ureigensten Wesens hypnotisiren und für Augenblicke lahm legen, aber nicht versteinern, nicht tödten . . .

Gar oft vergegenwärtigte sie sich das Bild der jungen Hamburgerin, mit den edlen Zügen, dem feinen Leidenszug um den blassen Mund und den sanften schwermüthigen Augen. Es wurde ihr immer lieber, immer vertrauter, aber bei alledem kam sie zu keiner inneren Klarheit.

Als es Frühling wurde, besuchte sie wieder täglich Gretchens Grab. Sehr oft traf sie dort mit Otto zusammen. Sie hatte unter der Trauerweide, die das Grab beschattete, eine Bank stellen lassen, da saßen sie manche Stunde zu zweien, jeder in seinen Gedanken versunken. Und diese stillen Stunden brachten ihre Herzen einander wieder nahe. Mit feinem Instinkt fühlte Frau Immenthal, daß diese Besuche des Grabes keine leere Form, sondern ihm ein wirkliches Herzensbedürfniß waren. Er hatte sie doch wohl sehr geliebt . . . Und diese Erkenntniß wirkte versöhnend und legte kühlenden Balsam auf die immer noch blutenden Wunden . . .

Die Narzissen blühten auf Gretchens Grab und woben ihren süßen, betäubenden, herzbethörenden Duft über den Hügel. Vom Marmorkreuz leuchtete die goldene Inschrift weithin: Hier ruht in Gott Gretchen Theodore Junker, geborene Schaumont — — — In der Welt habt ihr Angst, doch seid getrost, ich habe die Welt überwunden.

Bisweilen ging Martha Immenthal in frühester Morgenstunde auf den Friedhof, wenn der Thau noch im Grase lag, und kein Laut aus der Welt der Lebenden in das Heim der Todten hinüber klang. Es waren Andachtsstunden besonderer weihevoller Art, die die Greisin unter der Trauerweide verlebte, der Morgenwind spielte dann wohl mit den Kränzen und Bändern, eine der breiten schwarzbefranzten Schärpen hatte den Winter überdauert, fast ohne an Frische einzubüßen, und das einfache Verslein darauf übte immer wieder einen nachhaltigen Eindruck auf Marthas trauriges Gemüth.

„Gute Nacht. Ihr meine Lieben! Weinet nun um mich nicht mehr,
Hier in diesem stillen Grabe drückt mich kein Erdenkummer mehr.
Meine Lieben, seid zufrieden! — —
Jesu Trost sei euch beschieden."

Martha nickte, wenn sie den Spruch las. Ja, die Todten sind gut, sie sind im Frieden, sie haben den Frieden. Sie sind von allen Schlacken und Erdenmängeln gereinigt, sie wandeln im Lichte und freuen sich über das Licht hinieden. Sie wollen keine Thränen, keine Bitterkeit, kein selbstsüchtiges Zusammenkrampfen in kleinlichen Schmerzen, sie sind über die Welt mit ihrer Angst und ihren kleinen Interessen hinausgewachsen, sie predigen Liebe, Versöhnung, Freude und Frieden. Wenn sie die Augen schloß, stand Gretchen vor ihr mit einem süßen, weichen Lächeln in den Augen. „Warum weinst du, Großmutter — — ich bin doch nur vorangegangen, dir dein Plätzchen zu bereiten — — wir haben's so gut — so gut . . ."

Dann wurde ihr selber weich und sehnsüchtig zu Muthe, und in ihre Trauer mischte sich etwas wie Neid. Und in das locker gewordene Erdreich ihres Herzens senkte ein Gedanke seine Wurzeln, der zum Vorhaben erwuchs und endlich zum Entschluß erblühte.

Von einem solchen morgendlichen Friedhofsbesuch zurückgekehrt, setzte sie sich an ihren Schreibtisch und schrieb einen vier Seiten langen Brief an Felicitas Dudley, den sie, nachdem sie ihn kuvertirt und adressirt hatte, persönlich zur Post brachte. —

Genau zwölf Stunden später gelangte das Schreiben in die Hände der Adressatin! Felicitas empfing etwas erstaunt den Brief mit der ihr fremden Handschrift und dem Poststempel Neudorf. Seit Jahr und Tag hatte sie nichts von Neudorf gehört; seit dem schrecklichen Tod des jungen Volontärs im vorigen Jahr war jede Verbindung des Senatorenhauses mit dem kleinen Rheinstädtchen abgebrochen.

Tieferschüttert las sie die Zeilen der alten Dame, die ihr von dem tragischen Ereigniß des vorigen Jahres — Gretchens Tod am Hochzeitstag — berichteten und so schlicht und doch so beredt den tiefen Schmerz der Greisin, ihre Einsamkeit und die Sehnsucht nach einem Ersatz für die Verstorbene schilderten. Zum Schlusse bat Frau Immenthal Felicitas, sie zu besuchen und möglichst lange Zeit mitzubringen, — sie, Frau Immenthal, sehne sich so nach einem jungen freundlichen Gesicht, nach einer Gesellschafterin für ihre einsamen Stunden. Und da sie beide sich im vorigen Sommer so gut verstanden hätten, glaube sie keinen ablehnenden Bescheid auf ihre herzliche Bitte befürchten zu müssen. Felicitas las den Brief mehreremal hintereinander aufmerksam durch; dann überlegte sie, was sie antworten sollte. Obwohl ihr Herz sie mit tausend Fäden nach Neudorf zog, konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß sie dort vielleicht wieder neuen Conflikten entgegenging. Aber je öfter sie sich in den Inhalt des Briefes versenkte, desto unmöglicher schien es ihr, den Wunsch der alten Frau ganz unberücksichtigt zu lassen.

Zudem war sie im Eßmannschen Hause vorläufig entbehrlich. Seitdem Ellinor geheirathet hatte, und Heik im letzten Herbst auf voraussichtlich längere Zeit in einer Naturheilanstalt bei Dresden untergebracht war, hatte sie weniger Obliegenheiten als früher. Da die Eltern sich eben zu einer längeren Reise in die Schweiz rüsteten, wo sie einige Monate bleiben wollten, lag kein Grund vor, Frau Immenthals inständige Bitte abzulehnen. Nach einer Rücksprache mit den Eltern, die ziemlich bereitwillig ihre Concession zu der Reise ertheilten, schrieb sie der alten Dame, daß sie Anfang Juni kommen werde.

Frau Immenthal wunderte sich selber, daß die zusagende Antwort des jungen Mädchens ihr eine so große Freude machte und ihr eine unbestimmte Sorge vom Herzen nahm. Sie hatte dem Doktor nichts von Felicitas' bevorstehender Ankunft gesagt; als diese anlangte, war er gerade zu einer mehrtägigen Aerzteconferenz nach Frankfurt gereist . . .

Nun war Felicitas schon ein paar Tage in Martha Immenthals Hause, und dieser war es, als ob die Anwesenheit des liebenswürdigen stillen Mädchens sie aus einem schweren Traum in die Wirklichkeit zurückrufe. Und diese Wirklichkeit war gar nicht mehr so öde und trostlos, wie sie unter dem Druck ihrer Schmerzenslast immer geglaubt hatte. Das Bild, das sie immer vor Augen gehabt, wenn sie sich die Zukunft ausmalte, veränderte sich plötzlich, ein anderes Licht fiel drauf: Wem könnte sie lieber Gretchens Erbschaft anvertrauen, als dem ernsten, vornehmen Mädchen, das in einer herben Lebens- und Leidensschule sich die milde Erkenntniß für die wahren und höchsten Werthe des Lebens errungen hatte! Nur diese und keine andere war würdig, Gretchens Nachfolgerin in Ottos Liebe zu werden. Mit der alten Leuten eigenen Zähigkeit lebte sie sich immer mehr in den Gedanken, beide zu vereinen, ein. Sie hatte einen bestimmten Plan, um zu ihrem Ziele zu kommen, entworfen.

Am fünften Juni war Gretchens Geburtstag. Martha Immenthal hatte ihre gewohnte Morgenandachtsstunde am Grab der Enkelin gehalten; gegen Abend bat sie Felicitas, noch einen Kranz nach dem Friedhof zu bringen. Eine bestimmte Absicht leitete sie dabei: Um dieselbe Stunde pflegte Otto das Grab zu besuchen. An Gretchens Hügel sollten sie einander finden.

Frau Marthas Voraussetzung erwies sich als richtig. Felicitas hatte eben den Kranz auf dem Grab niedergelegt, als von der andern Seite des Wegs sich Schritte nahten und zwischen den Zweigen der Trauerweide die schlanke Gestalt des jungen Arztes auftauchte. Er stutzte, als er Felicitas sah und schien seinen Augen nicht zu trauen. Dann gab er ihr schweigend die Hand. Minutenlang standen sie wortlos nebeneinander.

„Sie sind gekommen, Felicitas —" sagte er weich.

„Gretchens Großmutter rief mich . ."

Otto nickte. „Ich wußte es . . ." und leiser, „o dieses Jahr, Felicitas — dieses eine Jahr! Mir ist, als wären es zwanzig Jahre, als wäre es ein Menschenleben gewesen . . ."

Felicitas nickte. Sie verstand ihn. Stumm nahmen sie beide auf der Bank am Kopfende des Hügels Platz.

Der Tod löscht alles aus, sühnt alles. Hier auf der Bank hatte er stundenlang gesessen und es nicht begriffen, daß die Verstorbene Mängel gehabt, daß ihre Launen und Eigenheiten ihm einst das Leben verbitterten. So wie sie jetzt vor ihm stand, war sie ein sündenloses Wesen von überirdischer Reinheit und Lieblichkeit, ein Wesen, an das kein irdisches Begehren jemals heranreichte. Und die Atmosphäre des Friedens, die das Reich der Ruhe durchschwebte, zauberte ihm eine liebliche Vision vor Augen: Sie, die Verklärte, war es, die ihm die Geliebte zuführte — —

Kein Lufthauch bewegte die Blätter und Blumen ringsum. Aber die Blüthenpracht redete eine beredte Sprache von dem Leben, das dem Moder der Gräber entquillt.

Die beiden unter der Trauerweide sprachen kein Wort von ihrer Liebe, aber jedes von ihnen errieth des andern Gedanken. Und ihre Hände fanden sich wieder. Und Hand in Hand wanderten sie im Dämmerschatten des Sommerabends heim zu Martha Immenthal. Die streckte die Hände aus, als sie das Paar erblickte, und als Felicitas mit nassen Augen vor ihr niederkniete, umfingen die Arme der Greisin den Hals des schönen, sanften Mädchens.

„Meine Kinder . . .," sagte sie, und die beiden, leise und innig gesprochenen Worte waren der schönste Segen, den die alte Frau dem Herzensbunde geben konnte.

* * *

Felicitas wollte die Hochzeit bis zum nächsten Frühjahr aufgeschoben haben, aber davon wollte Großmutter Immenthal nichts wissen. „Wer weiß, wie viele Erdentage mir unser Herrgott noch zugezählt hat," sagte sie, „ich will mich noch ein bischen an euch freuen und noch Urenkel um mich spielen sehen . . . Felicitas ist nun doch einmal meine Enkelin. Ich betrachte sie wie ein Geschenk Gottes, der sie mir in meiner Noth und Verlassenheit als Ersatz für Gretchen schickte. Spätestens im September ist Hochzeit, punktum." Damit war die Sache erledigt. Der Doktor hatte schriftlich bei dem Senator und seiner Gemahlin um Felicitas' Hand angehalten, und Felicitas hatte selber in einem längeren Brief die inständige Bitte um den Segen der Eltern zu ihrer Vereinigung mit dem Mann, den sie liebte, hinzugefügt.

Die Antwort ließ beinahe acht Tage auf sich warten. Dann traf ein kühler Brief des Senators ein, in dem er seine und seiner Gattin Zustimmung schickte. Felicitas habe sich ihr Loos selber gewählt, und da sie alt genug sei, um selber zu erkennen, was zu ihrem Glücke dienlich sei, läge es ihnen — den Eltern — fern, ihr hinderlich auf ihrem Wege entgegenzutreten.

Felicitas las den Brief mit Thränen in den Augen. Ihr ahnte, daß dieses Schreiben erst nach erregten Scenen zwischen den Eltern zu Stande gekommen war. So wie sie beide kannte, hatte die Mutter sich entschieden geweigert, einzuwilligen. Der Senator dagegen war zu „correkt", um gegen seine bessere Ueberzeugung zu stimmen. Dazu mochte ihm die Gelegenheit, an der Familie Junker eine leise, uneingestandene Schuld gut zu machen, nicht unwillkommen sein, und von allen anderen abgesehen, war gegen die Person des Bewerbers um die Hand seiner Stieftochter nichts einzuwenden, so daß eine ablehnende Antwort kaum hätte motivirt werden können. Mehr als je fühlte Felicitas, wie fremd ihr beide Eltern waren, wie fremd sie ihnen war. Fremd und fern. Unter allen denen, die ihr am nächsten stehen sollten, war keiner und keine, die an ihrem Glück innerlich theilnahm. Doppelt dankbar empfand sie deshalb die Liebe, die sie in der Fremde, in dem Hause der alten, gütigen Frau gefunden hatte.

Nur wenige Monate noch mußte sie ausharren; dann ließ sie die Kälte, die Lieblosigkeit, die Selbstsucht des reichen Hamburger Hauses hinter sich, um für immer in dem Sonnenwinkel des Glücks, in ihr eigenes Heim, an die Seite des Geliebten zu ziehen. —

Im Garten der „Hölle" hatte sich inzwischen auch die Rosenpracht des Hochsommers entfaltet.

Liesbeth — die Dienstboten redeten sie hier auf ihren Wunsch „Frau Junker" an, war fast den ganzen Tag mit dem Kinde draußen. Stundenlang fuhr sie den Kleinen, der jetzt schon aufrecht saß und mit kleinen Gegenständen spielte, in seinem weißen Wägelchen durch die Gartenwege.

Otto hatte seiner Schwester Felicitas zugeführt, und die beiden Damen, so verschieden sie an sich waren, fanden Gefallen aneinander. Liesbeth hätte die künftige Schwägerin gern ganz in der „Hölle" gehabt, aber Felicitas weigerte sich, die Großmutter, wie sie Frau Immenthal nannte, zu verlassen und kam meistens nur Nachmittags auf ein paar Stunden.

Liesbeth war immer noch nicht zu bewegen, ihre Spaziergänge über den Garten auszudehnen, aber es freute sie doch, öfters mit einer angenehmen fein gebildeten Altersgenossin ein paar Stunden verplaudern zu können. Auch Junker war hochbefriedigt von der Wahl seines Sohnes, beide, Vater und Tochter, standen Nachmittags gewöhnlich schon auf dem Lugaus an der Mauer und spähten den Weg hinunter, den Felicitas kommen mußte. Wenn sie dann zu dritt in der Laube beim Kaffee saßen und plauderten, der Kleine krähte und seine drolligen Tönchen zum besten gab, wurde der alte Herr plötzlich ganz lustig und gesprächig, und mehr als einmal geschah es, daß die draußen Vorübergehenden unwillkürlich stehen blieben, um dem hellen Lachen im Garten, in das sich das Jauchzen eines Babystimmchens mischte, zu lauschen.

Hänschen sollte seine Kunststückchen zeigen . . . Er hatte am Morgen drei Minuten lang allein am Stuhl gestanden und konnte „Großpapa" sagen . . . wenigstens behauptete der alte Herr, daß das in unendlicher Reihenfolge wiederholte, langgezogene O — pah — — O — pah — des Kleinen nichts anderes als „Großpapa" heißen konnte. Großvater und Mutter redeten von zwei Seiten auf den kleinen Mann ein, „Tante Lici" — und Onkel Otto gegenüber seine Weisheit leuchten zu lassen. „Sag doch mal — O pah, Schatzerl . . . einmal O pah — —"

Aber Hänschen mochte nicht, wollte auch nicht gradeauf sitzen, sondern sank immer wieder hintenüber zurück, so oft seine Mutter ihn hinsetzte. Er hatte heiße Bäckchen und die schwarzen, sonst lustigen Aeugelchen blinzelten mit schläfrigem Glanz unter den halb gesenkten Lidern hervor, seine Umgebung an.

„Laßt doch das Kind in Ruh," sagte der Doktor aufmerksam, — und das Händchen seines kleinen Neffen einen Augenblick festhaltend, setzte er ernster hinzu, „der Kleine ist nicht wohl; hat etwas Fieber. Fahr' ihn in ein kühles Zimmer Liesbeth und laßt ihn ruhig schlafen. Ihr seht doch, daß er müde ist."

„Er wird sich etwas erkältet haben," meinte Liesbeth und bettete, der Anordnung des Bruders gemäß, ihren Liebling zum Schlafen.

„Oder er kriegt wieder Zähnchen," sagte der Großvater. „Weißt du nicht, bei dem ersten Backenzähnchen hatte er auch so viel Fieber!"

„Ja und jetzt wird er die Augenzähnchen kriegen. Die sollen besonders schwer kommen. Meinst du nicht auch, Otto?"

„Gewiß . . . So wird es sein," entgegnete dieser zerstreut. In der Stadt grassirte ein bösartiges Scharlachfieber, aber die Seinen brauchten sich nicht vorzeitig zu beunruhigen; wenn seine Befürchtung eintraf, erfuhren sie es immer noch früh genug.

Am Abend sah er nochmals nach dem Kleinen, der in einen unruhigen Halbschlummer gefallen war. Das Fieber war gestiegen, aber es zeigten sich doch keine Symptome, die auf Scharlach deuteten. Vielleicht war das Fieber wirklich nur die Folge schweren Zahnens.

Gegen vier Uhr früh wurde er geweckt und in die „Hölle" gerufen. Der Kleine hatte sich während der Nacht mehrere Mal erbrochen und war viel kränker geworden. Augenscheinlich kämpfte er mit Schlingbeschwerden. Otto sah seine schlimmsten Voraussetzungen bestätigt. — Das Kind hatte einen Anfall von hochgradigem Scharlachfieber. Liesbeth sowie ihr Vater hatten vor Erschrecken und Verzweiflung beide vollständig den Kopf verloren und waren kaum im Stande, die nothwendigen Verhaltungsmaßregeln zu erfassen.

Die Krankheit setzte so heftig ein und nahm einen so stürmischen Verlauf, daß Otto von vornherein jede Hoffnung auf Erhaltung des kleinen, theuren Lebens fallen lassen mußte. Dennoch zog sie sich bei gleichmäßiger Heftigkeit über eine Woche hin. Es war erschütternd zu beobachten, wie gewaltig der Athemhauch Leben in der knospenhaften Menschenhülle mit dem Tode rang. Am zehnten Tage, als das letzte Fünkchen Hoffnung geschwunden, sah Otto sich genöthigt, seine Schwester auf den ihr unmittelbar bevorstehenden schweren Schicksalsschlag schonend vorzubereiten. Liesbeth sah ihren Bruder verständnißlos an. Dann schüttelte sie den Kopf. „Was sagst du? Hänschen könnte sterben? Ach nein. Das ist nicht wahr. Das ist sicher nicht wahr. Gott legt uns nicht mehr auf, als wir tragen können."

„Aber wir können viel tragen, mein armes Liesel," sagte Otto bewegt, „denke an Martha Immenthal, der hat der Tod zweimal das einzige, Liebste, was sie hatte, vom Herzen gerissen, und sie hat es doch tragen müssen, und hat es getragen, ohne zu unterliegen." Sie schüttelte den Kopf und griff mit der Hand an die Stirn, die vom vielen Nachtwachen und der immerwährenden aufregenden Sorge schmerzte, und setzte sich wieder an das Bettchen des Kleinen.

„Sterben —" Sie lächelte verächtlich — das Kind war doch viel besser, hatte gar kein Fieber und lag ganz still mit seinem kleinen weißen Gesichtchen und den halb geschlossenen Aeuglein in den Kissen. Die Händchen waren nicht die Spur heiß, eher kühl, und wie sie es mit hundert Liebkosungen anrief, hob es langsam die Augenlider und sah sie an.

„Mein Hänschen! Mein süßer Engel, du wirst besser," jauchzte Liesbeth, verstummte aber, als das Kind ein paar gluckſende Töne von sich gab, als wollte es erbrechen. Bestürzt hob sie es aus dem Bettchen und wiegte es auf dem Arm. Das winzige Gesichtchen sah plötzlich eigenthümlich wächsern aus. Und plötzlich dehnte und reckte der kleine Körper sich so sonderbar — Liesbeth schrie laut nach dem Vater und nach Otto, der noch beim Vater in dessen Zimmer war — aber ehe die beiden Männer herbeieilten, neigte sich das Köpfchen des Kindchens und fiel schlaff, wie eine vom Stengel gebrochene Blüthe zur Seite: das Seelchen hatte sich vom Körper getrennt — Hänschen hatte ausgelitten. — — —

Als das Kind zu Grabe getragen wurde, raste Liesbeth in den Delirien eines plötzlich ausgebrochenen Nervenfiebers. Wochenlang lag sie ohne Besinnung, und als der starke, junge Körper endlich im Kampfe mit der Krankheit obsiegte, schienen ihre intellektuellen Kräfte eingeschlafen. Sie verlangte fortwährend nach dem Kleinen, lächelte blöde auf die ausweichenden, andeutenden Antworten der Ihren und nahm ein Kissen in den Arm, das sie wiegte und zu dem sie süße, zärtliche Worte wie einst zu ihrem Kindlein redete. Alle Bemühungen der Ihren, sie aus ihrer geistigen Lethargie aufzuwecken, waren erfolglos. Ihre Augen hatten den leeren, abwesenden Blick geisteskranker Personen; bisweilen unterhielt sie sich ganz vernünftig, aber sobald man auf den Tod des Kindes oder die damit zusammenhängenden Umstände zu sprechen kam, verwirrten sich ihre Begriffe, sie sah dann gradeaus vor sich hin und verfiel in eine tiefe Apathie. Nach wie vor fuhr sie den kleinen weißen Wagen mit den spitzenbesetzten Kissen stundenlang im Garten spazieren und plauderte mit dem imaginären Kinde, pflückte ihm Blumen, zeigte ihm die Vögel und den Himmel, lachte, scherzte und sang kleine Kinderverslein und Schlummerliedchen. Dann wieder holte sie ein Knäuel Garn aus dem Hause — damit hatte Hänschen, auf dem Boden sitzend und kriechend, wie ein junges Kätzchen oft gespielt — warf den Faden in die Hecken und schritt singend hin und her, und freute sich händeklatschend, wenn das Garn sich dicht in den Zweigen verhaspelte und verwirrte. Zu andern Zeiten sprach sie ganz ernsthaft mit dem Vater oder ihrem Bruder über Hänschens Zukunft. Er sollte Geistlicher werden. Sie wollte sich nächstens Stoffe und Material aus Frankfurt besorgen, um ihm sein erstes Meßgewand zu sticken, — das war doch eine Arbeit von vielen Jahren — und in einem Neudorfer Tappisseriegeschäft unterhandelte sie lange mit der Inhaberin wegen einer breiten filirten Spitze zu dem Zwecke, die sie auch selber anfertigen wollte.

Sie ging jetzt wieder oft nach Neudorf. Die Vergangenheit war für sie gestorben. Wenn jemand sie nach ihrem Mann oder nach dem Jahr ihres Berliner Aufenthalts gefragt hätte, sie würde keine Antwort gegeben haben, so vollständig war die Erinnerung an diese Epoche in ihrem Gedächtniß verwischt. Sie lebte und webte nur noch in den Gedanken an ihr todtes Kind.

Das traurige Geschick der jungen Frau erregte in Neudorf allgemeine Theilnahme. Hatten sich vordem Neid und Schadenfreude in Hohn und Genugthuung über das Mißgeschick der „vor Hochmuth und Eitelkeit halb übergesottenen Liesel Junker" breit gemacht, — angesichts des letzten, tiefen Leids, das die Unglückliche betroffen hatte, verstummte der Spott und machte mitleidigen Gefühlen Platz. Wenn die arme junge Frau mit ihrem trostlosen stereotypen Lächeln in dem weiß und schmal gewordenen Gesicht durch die Straßen ging, wurden die lachenden Gesichter ernst und die strahlendsten Augen dunkel.

Otto Junker litt tief unter dem neuen Schicksalsschlag. Der Vater ging sichtlich zu Grunde dabei. Die Augen des alten Mannes schwammen wie in Blut vom heimlichen Weinen. Dazu kamen beunruhigende Schwächeanwandlungen. Mehrere Male war der alte Herr ohne erfindliche Ursache ohnmächtig geworden. Es war ja auch herzzerreißend, den Jammer täglich vor Augen zu haben. Dennoch rieth Otto nicht dazu, Liesbeth in eine Anstalt zu bringen. Die stille, sanfte, harmlose Kranke war in der Ruhe des eigenen comfortablen Heims entschieden besser aufgehoben, als in einer Heilanstalt mit andern Kranken zusammen. Von seinem ärztlichen Standpunkt aus betrachtete er den Fall seiner Schwester nicht als hoffnungslos. Er hatte in seiner eigenen Praxis mehrere Male die Erfahrung gemacht, daß Kranke dieser Art oft plötzlich — ganz überraschend schnell fast wie durch ein Wunder von ihren Wahnvorstellungen genesen. In diesem Sinn hoffte er auch von Liesel das beste.

Im Laufe des Spätsommers schrieb Claire von Mexiko aus an Liesbeth, daß Stuß gestorben war. Den Todtenschein hatte sie beigefügt. Ueber die Ursache seines Todes schrieb sie nichts, auch auf der amtlichen Urkunde war dieselbe nicht vermerkt. Sie selber — Claire — war in einem amerikanischen Volkstheater engagirt; es gehe ihr gut.

Erst nach Jahren erfuhr die Familie durch Zufall, daß der Graf an den Folgen eines Messerattentats seitens eines temperamentvollen Spaniers, der sich auch um Claires Gunst beworben hatte, gestorben war. —

Die Todesnachricht rüttelte Liesbeth nicht aus ihrem Traumleben auf. Sie nickte nur, sprach einige vernünftige, richtig gedachte Sätze und glitt wieder in das Reich ihrer Wahnideen, in dem nach wie vor der kleine Johannes als Alleinherrscher regierte, zurück.

Der alte Junker fühlte, daß es mit ihm bergab ging. Das letzte Unglück hatte ihm den Rest gegeben, ihn innerlich gebrochen. Er schleppte sich nur so auf seinem Stock dahin. Sogar der kurze Weg zu Martha Immenthal wurde ihm beschwerlich.

Halbe Nächte lang saß er aufrecht im Bette und murmelte abgerissene Sätze vor sich hin . . . „Die Sünden der Väter . . ." die Rachegöttinnen hatten sich immer noch nicht genug gethan, wer konnte wissen, was alles ihrer unersättlichen Gier noch zum Opfer fiel — ehe sein Fetisch stürzte . . .

Sein Fetisch . . . Er fluchte diesem Fetisch mit den thönernen Füßen! mit einem Fußtritt wollte er ihn von sich stoßen, ehe es zu spät war.

Kein Schuldexempel ist so groß, so complicirt, daß es nicht aufgeht in Sühne . . .

Die Luft hatte sich schwarz umzogen; eine trockene, glühende Hitze drückte die Erde und lastete schwer auf Natur und Menschen.

Junker kroch langsam an seinem Stock den Serpentinweg entlang. Auf seinen welken, gelbblassen Wangen brannten zwei dunkle Flecke; in seiner Seele stand ein großer, reifer Entschluß.

Sich aussprechen. Alles was die Brust bedrückte, abschütteln in eine andere mitfühlende Seele. Sich Rath und Trost holen in seiner furchtbaren inneren Bedrängniß. Einem aufrichtigen, treuen, vorurtheilslosen Menschen alles sagen — das wollte er. Was dann weiter kam, mochte Gott wissen.

Zu verlieren hatte er bald nichts mehr.

Er hatte gehofft, Martha Immenthal allein zu treffen — Felicitas war schon vor vierzehn Tagen wieder abgereist — aber Otto war bei ihr. Auch gut. So ersparte er sich die Qual einer zweiten Beichte. Das war ja schon der erste Theil seiner Sühne: Sich beugen, sich demüthigen, klein werden im Geständniß seiner Schuld.

Martha Immenthal schob dem Eintretenden einen bequemen Sessel an das Fenster. Sie waren im Verandazimmer. Eine grüne Dämmerung lag in dem breiten, verhältnißmäßig kühlen Raum.

„Ruhen Sie sich erst ein wenig aus, lieber Junker. Sie sind so ganz außer Athem. Ich will Ihnen rasch ein Glas Wein holen . . . Nicht? Warum nicht? — — — Sie waren schon lange nicht mehr da . . ."

Junker nickte und holte tief Athem. „Ich komme heute in einer ganz besonderen Angelegenheit. Ich will ihnen eine Geschichte erzählen. — Bleib da, Otto, du sollst sie mit hören. Und schließen Sie bitte die Thüren, daß kein Unberufener meine — Erzählung belauschen kann . . ."

Frau Immenthal drückte die Thür fest in's Schloß. Im Wesen ihres alten Freundes lag ein düsterer, feierlicher Ernst . . . ihr ahnte, daß er Eröffnungen besonderer Art zu machen hatte. Schon lange hatte sie zu bemerken geglaubt, daß ihm etwas auf dem Herzen drückte. Auch Otto sah gespannt auf den Vater.

Eine Weile verstrich in lautlosem Schweigen. Dann seufzte Junker tief auf. „Ja, Martha, nun sind es reichlich zwei Jahre her, seitdem wir beide eines Sonntags Morgens da in der Veranda — es war um die Zeit der ersten Frühkirschen — saßen, und von diesem und jenem sprachen —" sagte er. „Wissen Sie noch? Sie fragten mich, wo der Groll gegen meinen Stiefbruder in mir herrühre und ich erzählte Ihnen allerhand Daten aus meinem Leben. Und ein Wort gab dabei das andere, und zu guterletzt lasen Sie mir so ein wenig die Leviten. Vom Fetisch, den die Menschen sich machen, sprachen Sie und hielten mir vor — wie klein grade mein Fetisch, meine Sehnsucht nach Besitz und zwanglosem Lebensgenuß sei . . . Wissen Sie noch?"

„Ja, ich entsinne mich! Und zwei Tage später fiel Ihnen die Erbschaft zu und erfüllte mit einem Schlage Ihre Sehnsucht."

Junker stützte das Gesicht in beide Hände. Nach einer Weile fuhr er verstört auf. „Ich habe oft an Sie gedacht, Martha, und mir Ihre Worte in's Gedächtniß zurückgerufen. Ja, es ist wahr, der Fetischdienst, dem die Menschheit huldigt, ist der Fluch des Lebens. Und der Teufel geht auf Erden umher, und wo er merkt, daß einer nicht fest im Sattel sitzt, da rückt und rückt er so lange, bis er ihn runter hat . . . Mein ganzes Leben war ein Gebet nach Reichthum, ein unchristlicher Götzendienst, schlimmer als wie die Heiden ihn verrichten. Wenn ich Morgens erwachte, war mein erster Gedanke eine Anklage gegen das Schicksal, das nichts Besseres mit mir vorhatte, als einen armen Schulmeister aus mir zu machen, und am Abend klang mein letztes Empfinden in dem Wunsch aus, wenigstens im Traum die Misère meiner kleinbürgerlichen Existenz abschütteln zu können.

So ging Tag um Tag und ein Jahr um das andere hin . . .

(Fortsetzung folgt.)

Der kleine Elsässer.

Ein hübsches Abenteuer passirte unlängst einem auf einem unterelsässischen Dorf zurückgezogen lebenden höheren Beamten. Der alte Herr, der sich großen Ansehens und allgemeiner Beliebtheit bei der Bevölkerung erfreut, benützte einen der letzten sonnigen Morgen zu einer Frühpromenade und hatte sich schon zu weit von der letzten Behausung entfernt, als er Lust bekam, sich eine Cigarre anzuzünden, und bemerkte, daß er kein Feuer bei sich hatte. Es braucht keinem Raucher geschildert zu werden, welch peinlicher Zustand das ist. Weit und breit kein Mensch. Endlich erscheint in der Ferne der „Lindelangersmichele", der auf dem Wege von der väterlichen Waldwirthschaft, den Büchersack unterm Arm, pfeifend der Dorfschule zustrebt. An dem alten Herrn will er ohne jegliche Notiznahme vorübergehen, als dieser ihn freundlich anhält: „Kleiner, kannst Du mir vielleicht zufällig Feuer geben?" „Ja, deß sollsch Dü han!" lautet die gemüthliche Antwort, und gleichzeitig kramt das Michele ein Conglomerat von Bindfaden, Knöpfen, Papierfetzen und Streichhölzern aus den Tiefen der Tasche und streckt sie dem Spaziergänger herablassend entgegen. „Sag mal, Kleiner, Du weißt wohl nicht, wer ich bin?" „O", lautet die seelenruhige verblüffende Antwort, „waje dem krisch Dü doch e Schwefelhelzle!"

— Aufrichtige Reue. Richter: „Sie haben den Zeugen mit einem Bierseidel auf den Kopf geschlagen und zwar so, daß das Seidel in Stücke zersprang. Bereuen Sie Ihre That?" Angeklagter: „Ja, es war mein schönes Stammseidel!"

Für die Küche.

Kirschreis. (Eine äußerst erfrischende Speise.) Man kocht besten Reis in Salzwasser weich. Außerdem macht man ein gutes Kompott von Sauerkirschen und gibt einen Theil der aufgeklopften Kerne hinzu. Im Winter nimmt man mit Zucker eingelegte Sauerkirschen oder Schattenmorelle und schneidet Mandeln, Nüsse oder Haselnüsse hinein. Man mischt alles heiß zusammen (auch das Kompott wird erhitzt) und genießt die Speise recht kalt. Sie kann auch ohne Gebäck gegeben werden, da der Reis dessen Stelle vertritt. Mischt man Schlagsahne darunter, füllt es in eine Form und gräbt solche in Eis ein, so hat man eine sehr schmackhafte und schönfarbige Demi-Glace.

Reis mit Bananen. Man brüht ½ Pfd. Reis in heißem Wasser und kocht denselben dann in Milch, bis die Körner weich sind. Dann rührt man einen Eßlöffel Butter, die geriebene Schale ½ Citrone, 2 gut geschlagene Eigelb und 4 Eßlöfel voll Zucker hinzu. Nun läßt man die Masse noch 10 Minuten kochen, bestreicht dann den Boden und die Seiten einer Porzellanschüssel mit etwas Butter, füllt eine zolldicke Lage von dem Reis hinein und breitet darüber eine Lage in Scheiben geschnittener Bananen, auf welche man etwas Citronensaft träufelt und sie dann mit Zucker bestreut. Man füllt nun die Schüssel abwechselnd mit Reis und Bananen, die letzte Lage muß aus Reis bestehen. Dann schlägt man von 2 Eiweiß mit 2 Eßlöffeln Zucker und etwas Citronensaft einen steifen Schnee, bedeckt den Pudding damit und läßt ihn im Backofen etwas gelb werden.

Aepfel im Schlafrock. Schöne, große, mehr hohe als breite Aepfel, am liebsten die sogenannten Mönchäpfel, höhlt man in der Mitte aus und schält sie ganz fein. In die Mitte füllt man Obstmarmelade, welche man mit gehackten Mandeln versetzt hat, hüllt sodann die Aepfel gut in einen Nudel-, Blätter- oder Mürbteig, bestreicht diesen Teig mit Eigelb, setzt die Aepfel auf ein gebuttertes Blech und backt sie in der Ofenröhre gar. Will man den Teig ersparen, so füllt man nur Mandeln und Eingemachtes in die Mitte, schält die Aepfel nicht, aber bratet sie ebenfalls auf dem Bleche, bis sie gar sind. Beide Arten von Aepfeln werden ohne weitere Zuspeise, nur mit feingestoßenem Zucker gereicht.

Gefüllte Gurken. Recht fleischige Gurken werden abgeschält, der Länge nach aufgeschnitten und von den Kernen befreit. Darauf legt man sie in eine Schüssel, bestreut sie mit etwas Salz und läßt sie 1—2 Stunden durchziehen. Auf 4 mittelgroße Gurken nimmt man 1 Pfd. gehacktes Schweinefleisch, 1 in Wasser geweichtes Milchbrot, das gut zerquirlt wird, etwas Salz und Pfeffer, mischt die Masse gut durch einander und füllt die halben Gurken damit. Dann fügt man die Hälften auf einander, bindet sie zusammen und brät sie in steigender Butter gelblich braun, ungefähr zehn Minuten, träufelt Citronensaft darüber und fügt nach Geschmack Zucker zu. Sollten die Gurken nicht genügend Saft geben, so gießt man Wasser dazu, und läßt sie in dieser Sauce, gut verdeckt, noch 20—25 Minuten dämpfen, worauf man die Sauce mit etwas Mehl sämig macht.

Kartoffel-Pudding. — ¼ Pfund zu Sahne gerührte Butter wird mit sechs bis sieben Eidottern, die man nach und nach dazu fügt, ¼ Pfund fein gestoßenem Zucker, auf dem man die Schale einer Citrone abgerieben hat, ½ Pfund geriebenen, gekochten Kartoffeln und 3 Unzen mit zwei Eiweißen, fein gestockenen, süßen Mandeln sehr gut vermischt. Zuletzt zieht man den steifgeschlagenen Schnee der übrigen vier bis fünf Eiweiße schnell darunter, füllt die Masse in die mit Butter ausgestrichene Puddingsform und kocht den Pudding eine Stunde im Wasserbade.

Hammelkeule mit saurem Rahm. Eine gute von Haut und Fett gelöste Keule wird geklopft und 24 Stunden in sauere Milch gelegt. Dann trocknet man sie ab, reibt sie mit Salz und Pfeffer ein, legt sie in einen ovalen Kreisekessel auf Speckscheiben, giebt etwas Wurzelwerk, Zwiebeln, Gewürz, Citronenschale und einige getrocknete Pilze dazu, gießt so viel Bouillon dazu, daß es gut darüber geht und dämpft sie unter öfterem Begießen gut weich. Dann nimmt man den Deckel ab, setzt die Keule hoch und braunt sie durch fortwährendes Uebergießen mit dickem sauren Rahm, wozu man einen halben Quart nimmt. Die Sauce wird durchgeseiht, der Braten mit etwas heißem Wasser schön los gekocht und mit der Keule aufgegeben.

Rührei mit Spargel in Muscheln (Coquilles.) Man schneide die zarten Theile von zwei Dutzend mittegroßen Spargeln in kleine Stückchen, koche sie mit Butter und Salz und wenig Wasser und lasse sie erkalten und abtropfen. Verklopfe dann zwölf Eier, mische die Spargel darunter und bereite ein weiches Rührei, fülle es in die erwärmten Muscheln, belege es mit feinen Streifen von geräuchertem Lachs und servire über eine Serviette gestellt.

— Aus der Schule. Lehrer: „Wer ist denn der Sultan?" — Knabe: „Sultan ist ein großer Hund."

— Im Heirathsbureau. Wittwe (die nur sechs Monate verheirathet war): „Bitte, ich brauche wieder 'nen Mann, aber bissel 'nen dauerhaften, den letzten hatte ich nur sechs Monate!"